

Am "Chiostro verde" zu Florenz

Autor(en): **Hünerwadel, Arnold**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572920>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Polnischer Jude. Nach Aquarellskizze von Pedro Schmiegelow Zürich.

ihn zu trösten versucht auf ihre plumpe, gutgemeinte Weise mit Andeutungen, die Jochen Peters nicht verstanden, weil er sein Tun und Lassen unbeobachtet geglaubt.

Sie hatte den Tisch gedeckt, das wollte er so. Nun schaute sie sich nach ihm um, der regungslos mit glasigem Blick und halb offenem Mund ins Leere dämmerte, und erschraf. Er sah so verrückt aus und stierte nach irgend etwas, — meinte sie und hielt Umschau. Da lag das Bild zu ihren Füßen, sie wäre fast mit den groben Holzspantoffeln daraufgetreten. Sie hob es auf und hielt es gegen das Licht. Jochen sprach kein Wort; er schien es kaum zu merken, bis ihr derbes Lachen ihn ermunterte.

„Jesses, Jochen, is det din Lew? Nee, so wat, dat nimm mit nich üwel! Det süht ja ut wie'n Mondsüchtigen, so mit de flusigen Locken um de Stirn un de Ogen vull Sloop! Nee, un de dämliche Ballkleddach! Dat is ja nich'n beten anständig! Nee, Jochen, de lat man in de Stadt mit de zimperlichen Fingers! Dat is nix für'n Husstand, wo'n beten Landwirtschafft dorbi is!“

Ein bitteres Lächeln irrte ihm um den Mund. „Ja, süht du, du lachst süßens. Nee, nee, da kannst nich brufen upt Dorp! Die warst ja terbrofen, Jochen.“

Sie trat dichter zu ihm; da sah sie erst, wie wüst er aussah, und daß ihm das schlichte dunkle Haar wirr in die niedrige Stirne hing, auf der Schweißtropfen perlten.

„Min Jochen, wat is di? Ich bin hart west de letzte Tid; dat sull anners weren. Süht nich so ut, so nach Graw un Kirchhof! Min Breuder, wi sünm Buernort; wi haht dat anner Volk as wat Unahrlichs. Un dat Mäken is unahrlich west gegen di. Lat man gaud sin; dat is beter, du siehst dat in und warst farig mit de Sof.“

Ihre Hände lagen auf seinen mächtigen Schultern, die ein schwer beherrschtes Empfinden zu schütteln schien, und ihre klaren Augen sahen ihm mit so treuerzigem Gram in die Seele, daß sich die Qual der letzten Zeit löste. Mit einem Schmerzenslaut griff er in die Luft; dann zog er mit leisem Wimmern das Mädchen auf seinen Schoß und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

Lange saßen sie so. Draußen gingen singend ein paar Mädchen vorüber, die sangen breit und schleppend:

„Die stillen, tiefen Wasser,
Die haben tiefen Grund . . .“

Jochen Peters drückte sich fester an das Mädchen — es war das Lied, das ihn aus dem Wald begleitet. „Dumm Tüg!“ flüsterte Mine und hielt ihm die Ohren zu.

„Sie kümmt von de Amtmännin ehr Spinnstuw und singt ehr oll Döntjes: son näfschen Snak, se wart sich verfüllen.“

Und sie redete hin und her, damit er über seine Gedanken fortkäme. Manches wollte ihn schmerzen; denn wo Bauernhände hingreifen, tut's weh, trotz gutem Meinen.

Nach einem Weilschen hob Jochen den Kopf. Jetzt, da er ruhiger empfand, schämte er sich vor dem Mädchen, und sein Blick war unstät.

„Ich will noch ein Weilschen in die Luft, Mine. Wart' nicht auf mich, es könnt . . .“

„Jochen!“ schrie sie auf. Das dumme Lied lag ihr plötzlich im Sinn.

„Jochen, nee det nich!“ Und sie zwang ihn mit der Gewalt ihres schweren Körpers nieder auf den Sitz.

Da verstand er, was sie ängstigte, und er nahm sich zusammen, daß seine Stimme fest klang.

„Meinst du das?“ Und er wies mit dem Finger in die Nacht, wo das Lied verklungen war. „Das wäre nicht unsere Art, und die muß ich wieder haben. Mein Blut ist verdorben durch . . .“

Er brach ab. Das hätte sie nicht verstanden. Schweigend holte sie ihm den Mantel und zündete ihm die Laterne an. Er aber streichelte ihr das rissige, grobe Gesicht; dann ging er. Sie stand noch ein Weilschen in der Tür und schaute ihm nach. Seine Haltung nahm ihr den letzten Arg.

Als Jochen Peters in später Nachstunde heimkam, fand er weder Brief noch Bild. Es hatte ihn doch eine Angst um seine Festigkeit gefaßt bei dem weichen Duft der Blätter und dem seltsamen Frauengesicht. Er hat auch nicht gefragt und nicht erfahren, wo Brief und Bild geblieben. Grobe, verarbeitete Frauenhände haben beides zerrissen, und eine Herdflamme hat die Fäden verzehrt.

Im „Chiostro verde“ zu Florenz.

Nachdruck verboten.

Ein Frühlingssonntag in Florenz. Betäubender Straßenlärm und Ströme von Fremden. In der Kirche Santa Maria Novella herrscht kühle Dämmerung; sie ist menschenleer, und auch von der Außenwelt ist kein Laut mehr zu hören. Der Küster öffnet eine kleine Tür, schließt sofort wieder hinter mir zu, und ich sehe allein im einsamen Kreuzgang. Ein heller Nafenspiel mit kleinem Eisenkreuz in der Mitte wird von einer niedern Mauer eingefast, und darüber wölben sich gedrückte Steinbögen von Säule zu Säule, den Hofraum freilassend, der nur den strahlendblauen Himmel über sich sieht. Hinter

den Säulen sind die Wände mit Fresken Uccellos bedeckt. Grün in grün gemalte Geschichten der Genesis, teilweise mit rotem Himmel. Die vierte Wand bildet die eingebaute Cappella degli Spagnuoli. Von einer Seite aus sieht man unmittelbar über sich den schlanken Glockenturm in den Himmel steigen.

Alles torenstill; um so lauter reden die Geister der Vergangenheit. Das Mittelalter in seiner ganzen fast erdrückenden Großartigkeit. Jene Zeit, in der viele sich nichts anderes vorstellen als einen rauchenden Scheiterhaufen mit Kegern, jene Zeit offenbart sich hier unverändert in ihrer einstigen

Niesengröße, und als ob uns die Vergangenheit einmal die ganze Herrlichkeit ihrer Kultur zeigen wollte, rauschen plötzlich aus der Kapelle die feierlichen Klänge alter Kirchenmusik. Von Männerstimmen begleitet drängen sich die Orgeltöne durch das verchlungene Gitterwerk der Spitzbogenfenster und wiederhallen in den Gewölben des Kreuzgangs. Von Bogen zu Bogen flutet der Rhythmus der feierlichen Tonfolgen, umschlingt die Säulen und weht um die altersgrauen Kapitelle, rauscht über die dämmernden Bilder, und ein verschollenes Leben regt sich darin. Natur, Musik, Stein und Malerei haben sich verbunden zu einem rauschenden Meer von Wohlklang und Schönheit. Der ganze herrliche Bau fängt an zu singen und zu klingen, eine Seele schreit aus diesen Steinen, und das Auge schweift den Glockenturm entlang in die Lüfte, als müßte sich auch noch der strahlende Himmel aufstun und mit einstimmen in das Loblied der ewigen Dinge.

Wo bieten sich uns noch ähnliche Offenbarungen? Es ist ein glücklicher Zufall, wenn es uns einmal vergönnt ist, einen vollen Blick in das Kulturleben vergangener Zeiten zu tun. Was einst auf Schritt und Tritt das tägliche Leben umgab, ist manchem vielleicht einmal im Leben zu genießen vergönnt, manchem auch nie. In solchen Augenblicken kommt uns zum Bewußtsein, in welch' heilloser Verirrung wir dahinleben, nicht aus Notwendigkeit, sondern aus lauter Bequemlichkeit und barbarischer Verwilderung. Es fehlt nicht an Gelegenheit, gute

Musik zu hören; aber „Bajazal“ wird im Biergarten gespielt. Es kommt uns kaum mehr zum Bewußtsein, daß man ein Kunstwerk nicht seiner Heimat Erde entreißen darf; sonst würden nicht die Museen sich füllen und die Wohnräume veröden, und die Künstler würden nicht für die Ausstellungen arbeiten.

Es war einmal eine Zeit, in der das Volkslied unter der Dorkinde seine Heimat hatte; heute dürfen wir den Töchterchor aus Notenheften singen hören, für einen Franken Eintritt, weil der Kirchturm „verschönert“ werden muß. Das Altarbild, das einst Herzen umschimmert eine andächtige Schar um sich sammelte, Wunder wirkend und Segen spendend auf Seele und Leib, das hängt jetzt als Hauptstück in der Galerie und wird vom reisenden Publikum begafft wie das Meerwunder auf der Messe; aber seine Seele ist schon lange daraus entwichen und heimatlos geworden.

Warum geben sich unsere Künstler keine Rechenschaft mehr über den Boden, auf dem ihre Werke erwachen sollen? Warum geht ein Lebenswert nach dem andern uns verloren und treten an seine Stelle Geschmackslosigkeiten und alberne Nohheiten, unter dem Deckmantel des Bedürfnisses oder des Fortschritts?

So fragt man sich, wenn die Mänen gewesener Jahrhunderte vor uns ihre Schleier lüften und uns Einblick gewähren in das Kulturleben vergangener Zeiten, das dann auf Augenblicke überwältigend in uns überflutet.

Arnold Hünerwadel, Florenz.

Wie ich radfahren lernte.

Mit Abbildung.

Nachdruck verboten.

Ihr müßt nämlich wissen, daß ich „Löwos“ heiße. Wer die Geschichte der Friedensbertha, meiner verehrten Patin, gelesen hat, weiß vielleicht, was ein „Löwos“ ist, und wer sie nicht kennt, dem kann man es nicht erklären. Ein „Löwos“ ist eben ein „Löwos“ und sieht ungefähr so aus wie ich. Der Name, den ich trage, hat auch äußerlich seine volle Berechtigung, besonders, wenn ich in meiner Sommertollette, die meinen Herrn jedesmal drei Franken kostet, einherpaziere: Kopf, Hals und Brust mit mächtiger Mähne geziert, den Hinterleib schön glatt geschoren und den buschigen Schweif stolz in der Luft tragend, habe ich wirklich einige Ähnlichkeit mit dem König der Tiere, mit unserm König. Gefürchtet hat sich allerdings außer dem Bäckerjungen, der uns die Semmeln bringt, und einem ganz kleinen Kind noch niemand vor mir. Was die moralischen Qualitäten und die vielgerühmte Großmut anbetrifft, besitze ich leider nur den Mut ohne die dazu gehörige Größe. Dafür bin ich in andern Dingen groß, nur fatal, daß mein Meister von diesen mir angeborenen Tugenden nicht gerade entzückt ist. Wenn zum Beispiel die Hausglocke tönt und ich mache in wirksamer Art und Weise darauf aufmerksam, wie es meine Hundepflicht ist, so heißt es gleich: „Schweig endlich still, du dummes Vieh!“ Ja wirklich: „Dummes Vieh!“ Es gibt mir völlig auf die Nerven, wenn ich zum Beispiel jemanden einen Karren stoßen sehe und wenn sich einer erlaubt, mit einem Schurzfell oder sonst in wenig gentlemanlicher Form über die Straße zu gehen oder gar zu laufen, und wenn ich dann meiner gerechten Entrüstung gehörigen Ausdruck verleibe, so hat mir mein Meister schon die unangenehmsten Szenen gemacht. Aber ich habe jetzt ein Mittel gefunden, den Zorn des Braven zu entwaffnen und die öffentlichen Zurechtweisungen abzulenken: ich lege mich ganz einfach auf den Rücken und mache dazu ein Gesicht, wie nur ich es kann und nach langer Übung erst gelernt habe; dann muß er lachen, und wir sind wieder gut miteinander, jawohl! Meine besondere Passion ist Knochen luchen. Es mag ein solcher noch so gut versteckt sein, ich finde ihn doch, und auch dieser Umstand gibt öfters zu Meinungsdivergenzen zwischen uns Anlaß. Allein auch ich bin nicht immer mit seinem Tun und Lassen einverstanden. Da wir aber sonst und im allgemeinen recht gut miteinander auskommen, so will ich zu vielen seiner Unarten, die ja menschlich sein mögen, ein Auge zudrücken; doch als er letztes Jahr, der verdamnten Mode folgend, sich ein Zweirad anschaffte, da ist mir faktisch das Leben verleidet.

In der ersten Zeit war es noch zum Aushalten. Ich glaube, er hat sich damals noch vor mir gemiert, und darum ließ er mich zu Hause, wenn er ausfuhr. Das dauerte indes nicht lange,

und schon nach einigen Tagen hieß es: „Löwos, du darfst mitkommen!“ „Darfst mitkommen!“ Na, ich danke schön. Ein solches Vergnügen kann man doch höchstens so einem mageren, lauffigen Windhund zumuten oder einem frechen Fozel; aber mir... ich bitte schön! Nun, so zwei- oder dreimal habe ich mich furchtbar angestrengt und mir fast die Seele aus dem Leib gelaufen; allein auf die Länge ging es wirklich nicht, und da habe ich einfach gestreift. Es kam deswegen zu heftigen Auftritten; schließlich sah aber mein Herr ein, daß die Kraft meiner Muskeln denn doch nicht im richtigen Verhältnis zu der starken Ueberiegung seiner Maschine stehen müsse, und nach dieser weisen Erkenntnis ließ er wieder mit sich reden.

Einige Tage bekam ich trotz des schönsten Wetters, das wir damals hatten, die verwünschte Maschine gar nicht zu Gesicht, und ich hatte schon gehofft, daß er das dumme Madeln definitiv aufgegeben hätte. Da — es war an einem Samstag; ich erinnere mich noch ganz gut, weil es am Samstag immer Skoteletten gibt und ich stets einen kleinen Vorrat von den



Wie ich radfahren lernte...